Gesichter der Armut

Autor(en): **Meier, Iren**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Zeitschrift für Sozialhilfe : ZESO**

Band (Jahr): **102 (2005)**

Heft 3

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-840662

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

GESICHTER DER ARMUT

«Armut frisst sich durch die ganze Welt – auch durch die reiche.» Irene Meier, Auslandkorrespondentin von Schweizer Radio DRS, hat zum 100-Jahr-Jubiläum der SKOS verschiedene Gesichter der Armut – und ihr eigenes – aufgezeichnet.

Ich beginne mit dem Gesicht von Zora, einem kleinen Roma-Mädchen in einem Elendsviertel in Belgrad. Ich hatte gehört, dass es dort, inmitten von Schmutz und Wellblechhütten, einen Kindergarten für die Roma-Kinder gäbe. Die Tür stand offen an diesem warmen Frühlingstag, die Kinder bemerkten unser Eintreten gar nicht, so vertieft waren sie in ihr Spiel. An der Wand, neben vielen Zeichnungen, grossgeschrieben ein Text: Jedes Kind auf der Welt hat das Recht zu lernen, hiess es da. – Kein Kind darf geschlagen werden. – Jedes Kind soll geliebt werden.

Die Kindergärtnerin, selbst eine Roma, kam auf uns zu und sagte: Wir sprechen oder singen diesen Text jeden Tag einmal. Und dann öffnen die Kinder ihre Herzen, erzählen, was ihnen geschieht. Morgen, so unterbrach sie sich selbst, morgen ist übrigens der erste Schultag für einige unserer Kinder. Zora, zum Beispiel. Die Kindergärtnerin winkte sie heran. Unter tiefschwarzem, glänzendem Haar ein scheuer Blick aus dunklen Augen.

«Worauf freust du dich am meisten, Zora? Was möchtest du lernen in der Schule?»

Einen Moment war es ganz still. Und dann sagte sie einen einzigen Satz.

«Alles. Ich will alles lernen.» Ganz leise, aber ganz entschieden: «Alles. Ich will alles lernen!»

Diese fünf Worte des kleinen Roma-Mädchens in Belgrad hab ich nie vergessen. Weil sie für mich das Beispiel schlechthin sind für die Kraft eines kleinen Menschen, sich gegen die Armut und das Schicksal der Armut zu wehren, die Chance zu packen, wenn es denn eine gibt.

Alle Kinder in diesem Hort, auch Zora, kommen direkt von der Strasse. Zerlumpt, abgerichtet zum Betteln. Alles Kinder, die nur erleben, wie sie mit einer Handbewegung verscheucht werden wie lästige Fliegen. Diese Kinder nicht verloren zu geben, sondern ihnen den Weg in die Gesellschaft zu bahnen und ihnen das Recht zu gewähren, so wie die anderen lernen und wissen zu dürfen, das ist das Motiv der Erzieher. Jeden Tag werden die Kinder gewaschen, sauber angezogen, Tischmanieren werden geübt, soziales Verhalten, Selbstvertrauen. Dann gehen sie nachhause und kommen am nächsten Tag genauso schmutzig wieder. Oder sie müssen zuhause geholt werden. Die erste Zeit sei es in jedem Fall so. Dann aber veränderten sich die Kinder, sagen die Betreuer. Auch zuhause. Was die Eltern verunsichere und aggressiv mache. Sie bekämen Angst, ihre Kinder würden ihnen überlegen sein und fremd und wollten sie, die Eltern, erziehen. Das einzige, was sie letztlich zugänglich mache, sei die Tatsache, dass die Erzieher selbst Roma seien und ihre Arbeit Konsequenz ihrer eigenen schmerzlichen Kindheit sei.

Zoras Eltern sind so weit, dass sie ihre Tochter nicht mehr schlagen, sie nicht mehr auf die Strasse schicken, sondern ihr erlauben, zur Schule zu gehen. Die Armut ist nicht mehr zwangsläufig ihre Zukunft. Ihr zukünftiges Leben nicht mehr zwangsläufig ohne Würde. Sie erlebt, noch schüchtern und klein, dass sie so viel wert ist wie andere Kinder. Dass sie lernen darf wie sie. Alles lernen darf.

***

In Zoras Umgebung gehört die Armut dazu. Ganz selbstverständlich. Fatalistisch, oft gleichgültig akzeptiert von allen. Sie wird nicht versteckt, nicht getarnt, nicht verschwiegen und verleugnet wie bei uns hier in der Schweiz. Wo die Armut stört. Und hässliche Risse in das schöne Wohlstandsbild zeichnet. Risse, die aber leicht übersehen oder übertüncht werden können. Man muss ja nicht zu nahe herangehen. Und meistens tun die Armen hier selbst alles, damit man «nichts sieht». Aus Scham schweigen sie. Und weil sie uns nicht stören, nicht irritieren wollen. Weil sie den mitleidig-vorwurfsvollen Blick nicht ertragen, der ihnen sagt: Bist du nicht auch ein wenig selbst schuld? Vielleicht hast du ja versagt. Sie versuchen alles, um unscheinbarer Teil der Gesellschaft zu sein. Angepasst – und doch sind sie Aussenseiter. Und wir sind schnell dabei, sie in Schubladen zu räumen, damit wir nicht nachdenken müssen: Die Migranten sind arm. Na ja. Das ist einfach so. – Die kinderreichen Familien. Das ist deren Verantwortung. – Die Geschiedenen, die allein Erziehenden. Dafür können weder der Staat noch wir etwas. – Alte Menschen. Hätten vorsorgen müssen.

Es ist nicht einfacher, hier arm zu sein als dort. Die Armut frisst sich durch die ganze Welt. Auch durch die reiche.

***

«Was heisst schon Freiheit, wenn die Armut uns weiter gefangen hält?» fragte mich vor Jahren ein aufgebrachter junger Mann in Tirana. Damals war Albanien längst befreit vom repressiven System. Doch in den Jahrzehnten der Isolation und Diktatur war das Land nicht nur verarmt, die Menschen waren desorientiert und – wie mir schien – sich selbst völlig fremd. Über dem Land lag die extreme Armut wie eine Decke. Man spürte sehr schnell, dass unter der Oberfläche noch viel grössere Probleme lagen. Die Menschen aber klammerten sich an der Decke fest. Bis sie sie selber

entzweirissen – 1997, als Albanien in Anarchie und Chaos versank. Die Reste des Staates brachen zusammen, knickten ein wie gebrochene Glieder. Shemsi, der junge aufgebrachte Mann, einer der nichts fürchtete, fuhr mich in den Norden des Landes. Ich wusste von ihm nicht mehr, als dass er tagsüber in einem Heim für Behinderte arbeitete. Einmal hab ich ihn gesehen, wie er mit den Menschen dort umging. Mit sehr viel Sensibilität und Zuneigung.

Er hatte nach der Matur ein paar Semester studiert. Auf der langen Reise hat er mir von sich erzählt. Von seiner Familie, von seinen Träumen. Er liebe die Arbeit mit den behinderten Kindern. Doch das Gehalt reiche kaum zum Leben für ihn, ganz zu schweigen für eine künftige Familie. Im Ausland zu arbeiten könne er sich sowieso abschminken, er werde nie ein Visum bekommen. Und dann rückte er heraus: Es gäbe da eine Möglichkeit, zu Geld zu kommen. Kollegen hätten ihn kürzlich darauf aufmerksam gemacht. Sie vermittelten Frauen in den Westen. Er, Shemsi, habe eine Bekannte, die schon lange aus Albanien weg wolle, die werde er «vermitteln». «Das heisst: verkaufen?» warf ich ein. Keine Reaktion, kein Zusammenzucken, er wusste genau, wovon er redete: von Frauenhandel, von möglicher Zwangsprostitution.

Es wurde ein langes Gespräch, stellenweise brachte es ihn zum Nachdenken, aber zur wirklichen Besinnung kam er nicht. Er liess es nicht gelten, dass er die Armut als Ausrede für kriminelles Handeln benutzte. Der Wunsch und das Recht, sich aus der Armut zu befreien, rechtfertigten fast alles, sagte er. Indirekt gab er mir zu verstehen, dass ich ihm mit Werten, mit Moral und Ethik nicht kommen müsse. Ich, die Reiche.

***

Zwei Gesichter der Armut. Zora, das Romamädchen in Belgrad. Und Shemsi, der Sozialarbeiter und Frauenhändler in Tirana. Und das dritte: mein eigenes Gesicht. Was spiegelt sich auf meinem Gesicht, wenn ich der Armut begegne? Häufig ist es Abwehr. Der Reflex, die Augen zu schliessen. Über etwas anderes zu reden. Weiterzugehen.

Aber – und die Erfahrung lehrt es – es gilt auszuhalten, hinzuschauen, dazubleiben. Und es gilt ehrlich zu sein, mit sich selber. In vielen Situationen bin ich einfach nur ohnmächtig. Dann kostet es mich grösste Überwindung zu arbeiten. Wie komme ich überhaupt dazu, Menschen, die in einem Flüchtlingslager leben und alles verloren haben, zu fragen, wie es ihnen geht? Ihnen das Mikrofon entgegenzustrecken, damit ich ihren Schmerz auf Band aufnehmen kann?

«Was spiegelt sich auf meinem Gesicht, wenn ich der Armut begegne?» Iren Meier am 2. Juni in Luzern, wo sie ihre Gedanken zur Armut vortrug. Bild: Daniel Desborough

Und dann fällt es mir auf: Nicht ihnen, mir *ist dies alles unangenehm.* Ich *fühle mich nicht wohl in meiner Haut. Warum du – und nicht ich? Ich staune immer wieder, warum die Menschen in Armut uns diese Frage nie stellen. Warum habt ihr alle Chancen, alle Rechte, alle Privilegien und wir nicht? Meine Freundin in Pristina hat mir einmal gesagt: Uns verbindet so viel, wir haben ähnliche Träume, dieselben Werte, gemeinsame Interessen. Der einzige – der prägende – Unterschied ist, dass du in der Schweiz geboren bist und ich im Kosovo. Dieser Zufall (?) macht, dass du in deinem Leben vieles selbst entscheiden und bestimmen kannst, der Horizont für dich weit und endlos ist, für mich dagegen sehr eng, fast alles ist vorgegeben und begrenzt. Ohne jeden Vorwurf und ohne jede Bitterkeit hat sie dies gesagt, als wäre es gottgegeben. Ihre Sanftheit provozierte mich und weckte mich auf. Meine Haltung begann sich zu verändern, immer weniger bestimmt von schlechtem Gewissen oder übertriebener Sentimentalität. Nüchterner wurde sie, emotionsloser, selbstverständlicher, klarer und – es ist kein Widerspruch – empathischer.*

Die Armut ist der grosse Skandal unserer Zeit. Diese Wahrheit aushalten und sie mit allen Kräften zu verändern suchen, das ist die Aufgabe – von uns allen. Wenn wir von den Rechten der Armen, Arbeitslosen, Unterdrückten und Ausgestossenen reden, dann sind wir nur glaubwürdig, wenn wir diesen Menschen auf derselben Ebene begegnen. Kein Oben und kein Unten, kein Norden und kein Süden. Eine ungeteilte Welt.

Wirklich umfassende und wirkungsvolle Strategien gegen die Armut hab ich weder in Südosteuropa gesehen noch sehe ich sie im Nahen Osten. Bildung, Arbeit, medizinische Versorgung – überall, wo er in Aktion treten müsste, meldet sich der Staat in diesen Regionen der Welt oft ab. In der Mehrheit kämpfen Individuen einen einsamen Kampf gegen die Armut. Und wir schauen zu. Vielleicht, weil eine ganz fundamentale Erkenntnis zu wenig Gehör findet auf unserer Welt. Eine Erkenntnis, die in den Worten eines tibetanischen Zen-Mönches so lautet: «Wir sollten uns das Geben und Empfangen als einen natürlichen Austausch vorstellen. Etwas, das ganz einfach geschieht.»

Iren Meier

Das ungekürzte Referat, das drei weitere Gesichter der Armut beschreibt, lesen Sie unter www.skos.ch